

Das erstrangierte Projekt überzeugte betrieblich, aber nicht städtebaulich. *Visualisierung: K & L Architekten*

Man erntet, was man sät

Nach einem langwierigen Wettbewerb präsentiert Schaffhausen das neue Hallenbad. Der Entscheid, den Bestand auszuklammern und stattdessen auf einen Neubau zu setzen, verunmöglicht adäquates Weiterbauen am Ort.

Ein Kommentar von Christina Leibundgut

Ernst Gisel hinterliess in Schaffhausen einen reichhaltigen Erholungs- und Freizeitraum. Mit dem Freibad und dem Eisfeld von 1966 sowie dem ergänzenden Hallenbad von 1972 entstand ein schweizweit einzigartiges Ensemble. Die Topografie des Freibads setzt sich im Hallenbad fort. Beide Anlagen bilden eine Symbiose und entfalten ein mediterranes Flair, das den Ort stark prägt. Durch die stetige Übernutzung und die veraltete Technik verlor das Hallenbad bei der Betreiberin und den Nutzenden im Laufe der Jahre jedoch an Ansehen. In der politischen Debatte wurde sogar der Abbruch «dieses Schandflecks» gefordert. Die ursprünglich vorgesehene Sanierung verwirft die städtische Baufachkommission zugunsten eines Neubaus, weil dieser als nahezu kostenneutral gelte.

Wie es vom Sanierungsprojekt zum kostspieligen Neubau kam, zeichnet der gut recherchierte Artikel «Badetempel KSS» der Schaffhauser AZ nach. Zwei zentrale Faktoren verhinderten im politischen Ränkespiel jegliche Opposition. Zum einen wurden die Kosten auf Stadt, Kanton und die Jakob-und-Anna-Windler-Stiftung verteilt, die grosszügigerweise 30 Millionen Franken an den Neubau beisteuert. Zum anderen wurde der Entscheid über die Zukunft des denkmalwürdigen Hallenbads vertagt. Auf eine parlamentarische Anfrage antwortet der Schaffhauser Regierungsrat: «Dazu sind bis zur Inbetriebnahme des neuen Hallenbades weitere Abklärungen notwendig. Falls diese ergeben sollten, dass der Bedarf für die Umnutzungen nicht nachgewiesen



Obwohl im Wettbewerb nicht erlaubt, nutzt der Vorschlag den bestehenden Gisler-Bau als Badehalle. *Visualisierung: Morger Partner*

werden kann oder die Kosten deutlich höher ausfallen als heute grob geschätzt, könnte entgegen der aktuellen Empfehlung ein Abbruchentscheid erfolgen.» Gerade heute, da der Bestand nicht nur denkmalpflegerisch und architektonisch, sondern auch ökologisch an Bedeutung gewonnen hat, müssen diese Aussagen alarmieren. Will und kann Schaffhausen einen Gisel-Bau abreissen? Das Wettbewerbsergebnis zeigt schmerzlich, wie Schaffhausen die Chance verpasst hat, den Bestand zu stärken.

Zwei wagen den Befreiungsschlag Im Verlauf des politischen Prozesses erarbeitete das spätere Siegerteam K & L Architekten eine Machbarkeitsstudie. Sie zeigt, dass das gewünschte Raumprogramm auf dem heutigen Parkplatz realisierbar ist. Um finanzielle Risiken auszuschliessen, wurde die Finanzierung nach dem ‹St. Galler Modell› bereits auf Grundlage der Machbarkeitsstudie und der dazugehörigen Grobkostenschätzung vom Stimmvolk mit grosser Mehrheit gesichert.
Mit Ausnahme von zwei Entwürfen folgen die Projekte den Vorgaben der Machbarkeitsstudie und platzieren den Neubau im Perimeter auf dem Areal der heutigen Garderoben und des Parkplatzes. Das fünftrangierte Team von Morger Partner beweist Mut, es schliesst den Neubau direkt an den Bestand an und nutzt das bestehende Hallenbad als Badehalle weiter. Der Beitrag zeigt exemplarisch, dass die Auseinandersetzung mit der Bausubstanz einen architektonischen Mehrwert schafft. Der Einbezug des Bestands führt zwar zu betrieblichen Kompromissen und längeren Wegen. Ob sich diese hätten optimieren lassen, bleibt offen. Das Projekt hatte politisch keine Chance. Gemäss Wettbewerbsprogramm durfte der Bestand ausdrücklich nicht Teil der Aufgabe sein, womit ein entsprechender Vorschlag vergaberechtlich anfechtbar gewesen wäre. Immerhin würdigt die Jury den Ansatz mit einem Ankauf. Dass eine Sanierung und Weiternutzung durchaus möglich wäre, zeigt ein ähnliches Hallenbad von Ernst Gisel in Meilen. Meletta Strebel haben es 2011 mit sorgfältigen Eingriffen energetisch und technisch für 13,1 Millionen Franken saniert. →

Einen ebenso mutigen städtebaulichen Ansatz verfolgt das Projekt ‹Mitten im Park!›. Das Team von Berrel Kräutler platziert den Neubau auf dem Areal der heutigen Beachvolleyballfelder und schliesst direkt an die architektonisch unliebsame Curling- und Eishalle an. Die städtebauliche Setzung als Gegenüber des Bestands überzeugt. Wohl auch, weil sich die Nutzerin bereits an das Konzept der Machbarkeitsstudie gewöhnt hat, finden die beiden alternativen städtebaulichen Ansätze keine Mehrheit. Der betrieblichen Idealvorstellung kommt das erstrangierte Projekt am nächsten. Dieses überzeugt die Fachjury jedoch weder architektonisch noch städtebaulich. Deshalb vertagt sie den Entscheid und lässt drei Projekte überarbeiten.

Enttäuschende Überarbeitung Obwohl die Bereinigung fair vergütet war und ausreichend Zeit zur Verfügung stand, gelang es keinem der drei Projekte, die Erwartungen zu erfüllen. Zwar wurden die Entwürfe allesamt kompakter und kostengünstiger, doch die betrieblichen Mängel sowie die architektonischen und städtebaulichen Defizite blieben bestehen. Die Jury diskutierte sogar eine zweite Bereinigungsstufe, verwarf diese jedoch «aufgrund zweifelhaften Nutzens für die weitere Projektentwicklung». Nach langem Abwägen entschied sie sich mit Mehrheitsbeschluss dennoch für den ‹Katamaran›. Das Projekt von K & L Architekten hat die Jury in den zentralen architektonischen und städtebaulichen Fragen auch nach der Überarbeitung nicht überzeugt, aber es funktioniert betrieblich.
Anlässlich der Wettbewerbspräsentation durch das Schaffhauser Architekturforum kritisierte Ueli Jäger, Geschäftsführer der KSS, dass die Fachjury zu wenig Zeit hatte, um sich vertieft mit den komplexen betrieblichen Abläufen auseinanderzusetzen. Die Betreiberin betonte mehrfach, wie sich das erstrangierte Projekt besonders durch die Funktionalität auszeichne. Doch die Differenzen mit der Fachjury scheinen weniger in einem zeitlichen Problem zu liegen als in der unterschiedlichen Gewichtung. Die Ratlosigkeit lässt sich zwischen den Zeilen des Jurybericht erkennen: «Neue innovative Konzeptideen kollidierten mit dem Bearbeitungsperimeter.» Die politische Nicht-Entscheidung darüber, ob und wie der Gisel-Bau künftig weitergenutzt werden soll, erschwerte sowohl die Aufgabenstellung für die Planungsteams als auch die Beurteilung der Wettbewerbsbeiträge. Die Einschränkung des Perimeters und die Ausklammerung des Bestands haben in Schaffhausen wesentlich dazu beigetragen, dass am Ende die Anlage verliert und ein Projekt gewinnt, das ohne Bezug zum Ort dasteht. ◊



Mit den Jahren ist in Schaffhausen ein grosses Freizeitensemble entstanden. *Fotos: KSS*